

ZÜRCHER HOCHSCHULFORUM BAND 31

Der Traum – 100 Jahre nach Freuds Traumdeutung

Herausgegeben von
Brigitte Boothe

vdf

Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen
Hochschule Zürich und der Universität Zürich

Wintersemester 1999/2000

Das Buch entstand aus der Ringvorlesung «Der Traum – hundert Jahre nach Freuds *Traumdeutung*», die als interdisziplinäre Veranstaltung der ETH Zürich in Zusammenarbeit mit der Universität Zürich als ungemein anregende, lebhaft besuchte und höchst gesprächsoffene Vortragsreihe im Wintersemester 1999/2000 stattfand. Allen Referenten sei an dieser Stelle für ihre aktive Beteiligung gedankt wie auch für ihre Bereitschaft, dieses Buch auf der Basis ihrer Artikel zustandekommen zu lassen. Besonderer Dank gebührt Frau lic. phil. Monique Popper, die auf lebenswürdige und einsatzfrohe Art der Organisation der Ringvorlesung zur Seite stand und mit sachkundiger Energie die Veröffentlichung unseres Bandes voranbrachte.

Ohne die äusserst dankenswerte, grosszügige finanzielle Unterstützung durch die Kommission für Interdisziplinäre Veranstaltungen der ETH und der Universität Zürich (KIV), die Hochschulstiftung der Universität Zürich und den Zürcher Hochschulverein hätte unser Buch keine Publikationschance gehabt. Wir sind dem Verlag für die kompetente, verlässliche und engagierte Betreuung des Bandes hundert Jahre nach der Geburtsstunde wissenschaftlicher Traumforschung und kulturellem Schaffen im Geist des Traumes sehr verbunden.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Der Traum – 100 Jahre nach Freuds *Traumdeutung* / Hrsg.: Brigitte Boothe. –
Zürich : vdf, Hochsch.-Verl. an der ETH, 2000
(Zürcher Hochschulforum ; Bd. 31)
ISBN 3-7281-2694-2

© 2000
vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten

Umschlagbild: Agnes Dürer. Federzeichnung von Albrecht Dürer.
© Graphische Sammlung Albertina, Wien

ISBN 3 7281 2694 2

Der vdf im Internet: www.vdf.ethz.ch

Inhaltsverzeichnis

BRIGITTE BOOTHE

Einleitung 7

Traum und Traumkommunikation

BRIGITTE BOOTHE

Traumanalyse: Vom Fremdsein zur Selbstkenntnis 17

JÖRG R. BERGMANN

Traumkonversation 41

BEAT NÄF

Freuds «Traumdeutung» – Vorläufer in der Antike? 59

RUDOLF SCHENDA

Bilder vom Glück, vom Heil und von der Zukunft.
Beobachtungen zu Träumen in der populären Literatur 81

Zeiten des Traums – Traumzeiten

SIGRID WEIGEL

Traumzeit und Traumschrift in der Poetologie
Heinrich Heines – Literatur als Korrespondenz mit
der Vergangenheit und den Toten 117

ELMAR HOLENSTEIN
Das Leben wie ein Traum: überdeterminiert.
Freuds Vorbildlichkeit für eine Philosophie der
Lebenswissenschaften 139

WOLFRAM HOGREBE
Göttliche Träume – Bemerkungen zu Schelling 159

ELLEN STUBBE
Träume und religiöses Erleben 179

6 **Die Wirklichkeit des Träumens**

INGE STRAUCH
Der Realismus der Träume 205

MARTHA KOUKKOU / DIETRICH LEHMANN
Traum und Hirnforschung 227

BERTHOLD ROTHSCCHILD
Die Traumdeutung – 100 Jahre danach 251

Autoren / Autorinnen,
Zusammenfassungen der Beiträge 273

BRIGITTE BOOTHE

Einleitung

Das Buch «Die Traumdeutung» von Sigmund Freud war im Jahr 1899 fertiggestellt. Der Autor liess es auf das Jahr 1900 datieren, um seiner Einschätzung der säkularen Bedeutung des umfangreichen Werkes Ausdruck zu geben. Man gab ihm Recht, nicht sofort, aber auf längere Sicht. Nicht in jedem theoretischen und praktischen Detail fanden sein Zugang zum Traum und seine Denkweise Anklang, im Gegenteil: Bald begannen die Kontroversen, und ein halbes Jahrhundert später wusste man auf der Basis empirischer Forschung wesentlich mehr über Schlafphysiologie und mentale Aktivität im Schlafzustand, als zu Freuds Zeit bekannt war. Aber weder der Wissenszuwachs noch die zunehmende Heterogenität im Bereich der Traumtheorien und der Trauminterpretation verwiesen die «Traumdeutung» ins Abseits. Die Auseinandersetzung mit Traum und Traumdeutung bleibt vital und fruchtbar bis heute.

Freud hatte vor hundert Jahren die Aufmerksamkeit der Ärzte, Psychologen, Philosophen und Experten des moralischen Lebens auf das Träumen gelenkt. Er leistete Pionierarbeit in mehrfacher Hinsicht. Auf dem Gebiet der Theorie des Psychischen stellte er überkommenes Meinungsinventar philosophischer, psychologischer und theologischer Provenienz auf eine neue schöpferische Basis. Freud legt dar, wie sich mentales Leben im Dienst von Lust- und Spannungsregulierung entwickelt und, unter Sozialisationsdruck, auf der Basis existenzieller

sie als Lebenselemente von Genuss und Glück wirksam werden dürfen.

Die Evokation des Wunscherfüllenden schafft Entspannung – die Bemäntelung des Wunschenkens dient der Selbstliebe – die Erschliessung des Wunschenkens mobilisiert Mut – die Konfrontation mit den Herausforderungen der Lebenswirklichkeit schafft Selbstachtung.

Literatur

- Benedetti, G. (1998): Botschaft der Träume. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Boothe, B. (1993): Über Psychoanalyse und wahrhaftiges Sprechen. In: W. Tress, S. Nagel (Hg.), Psychoanalyse und Philosophie: Eine Begegnung. Heidelberg: Asanger, 39–57.
- Boothe, B. (1994): Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Boothe, B. (1998): Einige Bemerkungen zum Konzept des Wünschens in der Psychoanalyse. In: Boothe, B., R. Wepfer & A. von Wyl (Hg.): Über das Wünschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 203–249.
- Freud, S. (1940–1952): Gesammelte Werke. 17 Bände. London: Imago Publishing Co. Im Folgenden zitiert als: Gesammelte Werke.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. Gesammelte Werke II/III.
- Freud, S. (1908): Der Dichter und das Phantasieren. Gesammelte Werke VII.
- Freud, S. (1915): Das Unbewusste. Gesammelte Werke X.
- Freud, S. (1916–1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke XI.
- Grünbaum, A. (1988): Die Grundlagen der Psychoanalyse. Stuttgart: Reclam.
- Grünbaum, A. (1998): Freuds Theorie der Wunscherfüllung beim Traum. In: Boothe, B., R. Wepfer & A. von Wyl (Hg.): Über das Wünschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 148–169.
- Jolles, A. (1974): Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. Tübingen: Niemeyer (1. Aufl. 1930).
- Mertens, W. (1997): Psychoanalyse. Geschichte und Methoden. München: Beck.
- Moser, U. & I. von Zeppelin (1996): Der geträumte Traum. Wie Träume entstehen und sich verändern. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schiller, H. (1974): Grundkurs der Rhetorik. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Strauch, I. & B. Meier (1992): Den Träumen auf der Spur. Bern: Huber.
- Urding, G. (1976): Einführung in die Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. Stuttgart: Metzler.

Traumkonversation¹

Der Traum ist für einen Soziologen eigentlich ein unmögliches Objekt. Damit ist nicht gemeint, dass der Traum unterhalb der Schwelle der Wahrnehmungsfähigkeit der meisten Soziologen liegt, weil diese sich lieber mit abstrakten sozialen Strukturen befassen oder sich in der Erfindung von Grossdeutungen für die Gesamtgesellschaft übertrumpfen. Vielmehr ist der Traum aus einer soziologischen Perspektive deshalb ein eigentlich unmögliches Objekt, weil er eine wesentliche Bestimmung des Gegenstands der Soziologie nicht erfüllt. Über alle Unterschiede im Selbstverständnis des Faches hinweg herrscht doch Einigkeit darüber, dass es in der Soziologie immer um das geht, was sich zwischen Akteuren abspielt: um die vielfältigen, sich überlagernden und zu mächtigen Institutionen auftürmenden Formen des sozialen Miteinanders, Füreinanders und Gegeneinanders von Handelnden. Und eben dieses Moment des Sozialen, das eine wechselseitige Orientierung und ein wechselseitig aufeinander bezogenes Handeln benennt, ist beim Traum nicht gegeben. Wer träumt, tut das notwendigerweise allein. Wie immer man die Frage, was ein Traum ist, beantwortet, gewiss ist: dass man nicht zusammen träumen kann.

Die Möglichkeit, dass zwei Individuen gemeinsam träumen, also in ihren Träumen zueinander orientiert sind oder gar miteinander interagieren, ist schlechterdings nicht gegeben. Kein anderer als Sigmund Freud (1958: 145 f.) hat diese aussersozio-

logische Qualität des Traums auf den Punkt gebracht, als er in seinem Buch über den «Witz und seine Beziehung zum Unbewussten» den Traum als «ein vollkommen asoziales seelisches Produkt» bezeichnete, der «einem anderen nichts mitzuteilen [hat]; «innerhalb einer Person [...] entstanden, bleibt er dieser Person selbst unverständlich und ist darum für eine andere völlig uninteressant». Und damit scheint das Kapitel «Traum» für die Soziologie bereits abgeschlossen, noch ehe das Buch überhaupt aufgeschlagen wurde.

Im Folgenden soll nun der Nachweis geführt werden, dass diese Kapitulation vor der Asozialität des Traums vorschnell ist und es sehr wohl soziologische Zugangswege zum Traum gibt. Diese Möglichkeiten beruhen auf theoretischen, methodologischen und technischen Voraussetzungen, die vor 100 Jahren, als Freuds epochales Werk erschien, erst schwach entwickelt waren. Insofern ist der folgende Beitrag eher als Fortführung denn als Kritik der Arbeit von Freud zu verstehen. Der Text gliedert sich in drei Abschnitte.

- Zunächst wird näher beleuchtet, was sich hinter der Asozialität des Traums verbirgt,
- dann wird danach gefragt, was es bedeutet, dass der Traum durch seine Versprachlichung – durch seine Thematisierung im Gespräch, in der Konversation – kommunikativ verge-meinschaftet und damit zu einem sozialen Objekt wird,
- und schliesslich geht es um einige der Spannungen und Widersprüche, die zwischen dem asozialen und dem sozialen Charakter des Traums bestehen. Das Schlussargument wird sein, dass die sprachliche Repräsentation des Traums regelmässig an Darstellungsgrenzen stösst und sich die besondere asoziale Qualität des Traums gerade in diesem Scheitern manifestiert und bewahrt.

Der Traum als ein «vollkommen asoziales Produkt» (Freud)

Zunächst also zur Asozialität des Traums. Auch als Soziologe wird man die aussersozilogische Qualität des Traums nicht bestreiten wollen. Träumen ist eine Erfahrungsmodalität, bei der die Beteiligung anderer ausgeschlossen ist. «Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigene», schreibt Immanuel Kant (1964: 496) in seiner 1798 erschienenen «Anthropologie». Und da die Vorstellungsserien, die wir Traum nennen, im Schlaf auftreten, ist Träumen ein unaufhebbar subjektiver, einsamer, unsozialer Vorgang. Das sieht im übrigen auch die moderne Neurobiologie nicht anders, die Träume als mentale Ereignisse konzipiert, die nur demjenigen direkt zugänglich sind, der sie gerade hat (cf. G. Roth, 1992: 105).

Freilich bleibt der Traum in dieser allgemeinen Perspektive unterbestimmt. Dass Träume für Aussenstehende zunächst verborgen und insofern «asozial» sind, das stimmt schon; doch das lässt sich für Empfindungen, Erinnerungen oder Gedanken ganz allgemein sagen. Wir können nun einmal nicht die Gedanken eines anderen Menschen lesen, wir erhalten keine dokumentenechte Fotokopie seiner Bewusstseinsprozesse – und selbst wenn wir apparativ in seinen Kopf hineinschauen, finden wir dort keine Gedanken oder Symbole, sondern Gehirnmasse, Transmittersubstanzen und neuronale Prozesse. So betrachtet, bezeichnet die Asozialität des Traums nichts anderes als die Erfahrung, dass uns das Fremdpsychische – das Seelen- und Bewusstseinsleben eines anderen Menschen – prinzipiell intransparent, d.h. verschlossen ist.

Worin besteht nun aber das Spezifische des Traums im Vergleich zu anderen mentalen Vorgängen? Bereits in den 20er Jahren hatte sich der französische Soziologe Maurice Halbwachs mit den Merkmalen und Funktionsweisen des kollektiven Gedächtnisses befasst. In seinem 1927 erschienenen Buch über die sozialen Bedingungen des Gedächtnisses hat er dazu auch den

Traum untersucht und die spezifischen Merkmale des Träumens und des Erinnerns vergleichend einander gegenübergestellt. Sein Fazit lautet, dass die Gedächtnisleistung eine zugleich konstruktive und rationale Tätigkeit des Geistes voraussetzt, zu der er während des Schlafes unfähig ist. Pointiert schreibt Halbwachs (1985: 72): «Nicht im Gedächtnis, sondern im Traum entfernt sich der Geist am weitesten von der Gesellschaft.» Das bedeutet: Der Traum ist nicht allein deshalb asozial, weil er als ein innerpsychischer, rein subjektiver Vorgang in einem Raum stattfindet, der dem Träumenden vorbehalten und anderen Handelnden versperrt ist. Vielmehr ist seine Asozialität spezifisch auch darin begründet, dass er von den sozial geteilten Prinzipien des Denkens und Kalkulierens, des Interpretierens und Erinnerns dissoziiert ist.

Zwischen dem «Traumdenken» und dem «Wachdenken» (Halbwachs, 1985: 61) besteht eine scharfe Zäsur. Ebenso wie etwa die Spielwelt der Kinder oder die Welt der religiösen Erfahrung bildet die Welt des Träumens eine abgeschlossene, «finite Sinnprovinz», wie der Soziologe Alfred Schütz (1971) die von der Welt des alltäglichen Lebens abgegrenzten Wirklichkeitsbereiche genannt hat. Diese unterschiedlichen Wirklichkeiten zeichnen sich durch jeweils spezifische Erfahrungs- und Erkenntnisstile aus. Übergänge von einer Sinnprovinz in eine andere sind daher immer mit radikalen Änderungen der kognitiven Rahmenbedingungen verbunden. Die wesentliche Änderung, die mit dem Sprung aus der Alltagswelt in die Welt des Traums einhergeht, ist nun nach Schütz, dass man in der Alltagswelt handeln und wirken, also Ideen und Projekte durch Handeln in die Tat umsetzen kann, dass es im Traum aber unmöglich ist, in dieser Weise auf die Welt einzuwirken. «Träumen ist eben nicht Handeln», schreibt Schütz und fährt fort: «Träumen geschieht mir. (...) Aus meinen Traumerinnerungen weiss ich, dass ich im Traum gehen, laufen, ein Stück Brot essen, Gespräche führen, mit Frauen sein und denken kann. Ich kann all das jedoch nicht im voraus entwerfen und dann im Traum

durchführen; (erst) nachträglich kann ich mich daran erinnern, dass ich es «konnte» (Schütz/Luckmann, 1984: 164).

An diesem Punkt wird erkennbar, dass das, was ich – in Anlehnung an Freud – die Asozialität des Traums genannt habe, noch eine dritte Bedeutungskomponente enthält. Ein Traum ist nicht die Realisierung eines Handlungsentwurfs; er ist nicht intendiert, nicht geplant, nicht das Ergebnis von Überlegungen und in seinem Ablauf nicht durch bewusste Entscheidungen beeinflussbar. Träume sind unserem bewussten Willen entzogen, sie sind – wie die schöne Formulierung von Immanuel Kant (1964: 496) lautet – «eine natürliche, obzwar unwillkürliche Agitation der inneren Lebensorgane durch die Einbildungskraft». Wenn Träume aber unwillkürlich sind und nicht bewusst gesteuert werden können, können die Träumenden für ihre Träume auch nicht verantwortlich gemacht werden. Da aber auch niemand anderer greifbar ist, dem man die Verantwortung für einen Traum zuschreiben könnte, muss man zum Schluss kommen, dass das Träumen prinzipiell eine verantwortungslose Angelegenheit ist.

Um diese Überlegungen kurz zu resümieren: Meine Eingangsthese war, dass der Traum für einen Soziologen eigentlich ein unmögliches Objekt ist – unmöglich deshalb, weil er seinem Wesen nach «asozial» und daher aussersoziologischer Natur ist. Bei der Erörterung dieser Freudschen Charakterisierung stellte sich heraus, dass sich in der Asozialität des Traums drei zu unterscheidende Bedeutungslinien überschneiden. Der Traum ist asozial, 1. weil der Träumende prinzipiell allein in seiner Welt – also ohne Sozialität – ist, 2. weil in der Wirklichkeit des Traums die sozial akzeptierten Muster und Regeln des bewussten Denkens und des zielgerichteten Handelns keine Gültigkeit haben, und 3. weil der Traumzustand, insofern der Traum ein unwillkürliches Geschehen ist und sich der Kontrolle und Steuerung durch die Träumenden entzieht, ein Zustand der Verantwortungslosigkeit ist.

Damit wäre der Traum aufgrund seiner Asozialität tatsächlich ein Objekt, mit dem die Soziologie nichts anzufangen weiss.

Allerdings nur wenn der Traum in seiner unsozialen Abgeschlossenheit verbliebe. Nur wenn wir ganz und gar für uns träumten, ohne je von unseren Träumen zu sprechen oder von den Träumen anderer zu hören, nur wenn wir solche fensterlosen Monaden – solche *träumenden* fensterlosen Monaden – wären, nur dann wäre der Traum tatsächlich ein unmögliches Objekt für die Soziologie. Doch in dem Augenblick, in dem ein Traum zur Sprache kommt, in dem Moment, in dem er durch seine Versprachlichung aus seiner Isolation herausgeholt, aus dem Gefängnis des bloss Subjektiven befreit wird, in dem Moment wird er zu einem kommunikativen Objekt und damit zu einem legitimen Gegenstand der Soziologie. Was das bedeutet und impliziert, soll im folgenden Abschnitt erläutert werden.

Die kommunikative Darstellung des Traums im Gespräch

Kein Mensch hat je den Traum eines anderen Menschen gesehen. Erst dadurch, dass er erinnert, rekonstruiert und versprachlicht wird, tritt ein Traum in die Welt. Einen Traum gibt es für uns nur, weil es einen Bericht über ihn gibt, und diese Gleichsetzung von Traum und Traumbericht gilt natürlich auch in umgekehrter Richtung: Ob jemand, der einen Traum wiedergibt, das Dargestellte auch tatsächlich geträumt hat, ist eine obsoleete Frage. Wir haben keine Möglichkeit zu prüfen, wie genau die sprachliche Abbildung des Traumtes ist oder ob der Traumdarstellung überhaupt ein Traum zugrunde liegt. Überspitzt formuliert könnte man sagen: Aus einer soziologischen Perspektive fängt der Traum dann an, wenn er zu Ende ist.

Die Feststellung, dass ein Traum nur dadurch zu einem Objekt in der Welt wird, dass der Träumende nach dem Aufwachen über ihn spricht, ist eigentlich eine Binsenweisheit. Und doch ist diese Feststellung alles andere als trivial. Sie rückt nämlich die *Mitteilung* des Traums in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, und diese Fokussierung auf den Traumtext steht

in direktem Gegensatz zum Vorgehen in der Psychoanalyse, für das Freud selbst eine unmissverständliche Empfehlung ausgesprochen hat: «Also der Patient habe einen Traum erzählt, den wir deuten sollen», schreibt Freud (1968) in seiner «Revision der Traumlehre» und fährt fort: «Wir haben gelassen zugehört, ohne dabei unser Nachdenken in Bewegung zu setzen. Was tun wir zunächst? Wir beschliessen, uns um das, was wir gehört haben, um den manifesten Traum, möglichst wenig zu kümmern.» Freuds Devise ist es also, die manifeste Gestalt des Traums, den Traumtext, die Art der Mitteilung und den kommunikativen Akt der Übermittlung des Traums mehr oder weniger zu ignorieren und statt dessen mit aller Energie den latenten Traumgedanken, der – der Theorie nach – hinter dem Traum steckt, aufzuspüren. Diese Haltung, den Traumtext gewissermassen zu eliminieren, kommt im übrigen bereits im Titel seines Buches zum Ausdruck, das ja «Die Traumdeutung» heisst, aber richtigerweise eigentlich «Die Traumberichtsdeutung» heissen müsste.

Nun ist diese Strategie, durch die Traummitteilung hindurch sogleich auf den latenten Traumgedanken zuzugreifen, auch innerhalb der Psychoanalyse nicht unwidersprochen geblieben. Erik Erikson (1999: 81) hat in einem berühmt gewordenen Aufsatz kritisiert, dass die Psychoanalytiker rasch damit bei der Hand seien, die manifeste Gestalt des Traums aufzuknackten wie eine nutzlose Nusschale, die sie dann eilends wegwerfen, um zum scheinbar so viel wertvolleren Kern zu gelangen. Diese Kritik an der Geringschätzung des Traumtextes wird von Erikson noch mit ureigenen psychoanalytischen Argumenten begründet. Ich meine nun, dass Eriksons Kritik heute noch von einer ganz anderen Seite her Unterstützung erfährt. Seit den 50er Jahren, als Eriksons Aufsatz publiziert wurde, sind nämlich im Bereich der Analyse von Mikroprozessen der sprachlichen und nichtsprachlichen Kommunikation rasante und tief greifende Entwicklungen abgelaufen. Diese Entwicklungen machen es heute möglich, Kommunikationsabläufe in einem ungleich höheren Mass an Genauigkeit und empirischer Über-

prüfbarkeit zu analysieren, als das zu Eriksons oder gar zu Freuds Zeiten möglich war. Wenn man sich deshalb heute unverdrossen an die Empfehlung hält, die kommunikative Realisierung eines Traums – und nur in dieser Form existiert er ja überhaupt – beiseite zu schieben oder zu überspringen, missachtet man nicht nur eine mittlerweile breit anerkannte Forschungsrichtung, sondern schränkt auch seine Erkenntnis-möglichkeiten beim Umgang mit Träumen auf unnötige Weise ein.

Träume werden ja nicht in der sprachlichen Form geträumt, in der über sie berichtet wird. Träume sind induzierte Halluzinationen, die *in* eine sprachliche Form modelliert und in dieser Form zur Darstellung gebracht werden. Dieser Prozess der Umsetzung einer Erfahrung in eine sprachliche Repräsentation läuft nun nicht in der Weise ab, dass von einem inneren Vorgang eine Kopie erzeugt und diese dann wie bei einem Fotokopierer als äusseres Abbild ausgeworfen wird. Die Darstellung einer Erfahrung ist vielmehr in höchstem Mass bestimmt von den situativen Umständen, der sozialen Konstellation der Beteiligten, der gewählten Form der Rekonstruktion, der Dynamik des Gesprächsgeschehens, kurz: von der Art und Weise ihrer kommunikativen Herstellung. Und ebendies ist das Thema jener Forschungsansätze, die sich in der Soziologie unter Bezeichnungen wie Konversationsanalyse, Gesprächsanalyse, Rahmenanalyse oder Ethnomethodologie zur Untersuchung sprachlich-sozialer Mikrostrukturen entwickelt haben.

Was diese Ansätze in den vergangenen 30–35 Jahren in einer Vielfalt von empirischen Studien nachgewiesen haben, ist, dass sprachliche und nichtsprachliche Kommunikation eine Eigenlogik bis tief in kleinste Äusserungspartikel hinein besitzt. Die Linguistik lehrt uns, dass Sprache als Zeichensystem gekennzeichnet ist durch syntaktische, semantische, lexikalische u.a. Strukturen, an die sich die Sprachbenutzer halten, ja, halten müssen, um sich mit anderen verständigen zu können. Doch Sprachkompetenz allein genügt zur Kommunikation nicht. Das soziale Umfeld im Gespräch, die soziale Interaktion ist selbst

bestimmt von Regeln, Organisationsprinzipien und generativen Mechanismen, deren Beherrschung erst die Fähigkeit, kompetent an einer Kommunikation teilzunehmen, ausmacht.

Um dieses Argument kurz an einem Beispiel zu illustrieren, über das ich vor einigen Jahren einmal intensiv geforscht habe: den Klatsch (Bergmann 1987). Bei meiner Untersuchung habe ich mir die Frage gestellt, was den Klatsch zum Klatsch macht und welche Fertigkeiten ein Bewohner des Mars sich aneignen müsste, um sich an den Klatschgesprächen der Erdmenschen kompetent beteiligen zu können. Der Analyse lagen zahlreiche reale, auf Tonband aufgezeichnete Klatschgespräche zugrunde, und mit diesem Material war es möglich, gleichsam den genetischen Code der kommunikativen Gattung Klatsch zu entschlüsseln. Der Marsbewohner muss z.B. wissen, wie man Klatsch in ein laufendes Gespräch einfügt, in welchen Situationen und in welchen personalen Konstellationen Klatsch zulässig ist, welche Personen als Klatschopfer in Frage kommen und welche nicht, wie man den eigenen Affekt – etwa die Entrüstung über einen Kollegen – in der Kommunikation unterbringt etc. – Damit sollte deutlich geworden sein, worauf diese Art der mikrosoziologischen Betrachtung hinausläuft: Sie zerlegt ein soziales Objekt in seine konstitutiven Bestandteile und setzt es als eine kommunikative Hervorbringung wieder zusammen.

Was bedeutet das nun für das Thema Traum? Wer am Morgen mit der Erinnerung an einen Traum erwacht, bleibt mit seinem Traum allein, solange er nicht einem anderen darüber berichtet. Wird der Traum nicht erzählt und noch nicht einmal erwähnt, bleibt er verborgen – und es bleibt den Mitmenschen auch verborgen, dass da ein Traum verborgen ist. Da nur der Träumer selbst weiss, dass er einen Traum hatte, wird mit der Mitteilung eines Traums etwas freiwillig offenbart, das sonst im Tresor des Subjektiven verborgen wäre. Über die Erzählung eines Traums wird einem Mitmenschen also nicht nur eine höchst subjektive Erfahrung mit-geteilt, sondern mit ihm wird er was ge-teilt. Gespräche über Träume müssen deshalb verstan-

den werden als ein Medium der kommunikativen Vergemeinschaftung.

Spätestens an diesem Punkt wird ein gewisser Widerspruch in der bisherigen Argumentation augenfällig. Wenn der Traum nur in seiner externalisierten Gestalt als Traumbericht soziale Relevanz besitzt und das Berichten eines Traumes unzweifelhaft ein kommunikativer Vorgang ist, ist der Traum eine im Kern kommunikative Angelegenheit. Diese Bestimmung muss natürlich überraschen, nachdem zu Beginn des Vortrags gerade die Asozialität des Traums herausgestellt wurde. Was sich hinter dieser Widersprüchlichkeit verbirgt, wird sich im nächsten Abschnitt zeigen, der sich mit der kommunikativen Hervorbringung des unkommunikativen Traums befasst.

Traumkonversation:

Die soziale Konstruktion des asozialen Traums

Der Versuch, zu beobachten, mittels welcher kommunikativer Techniken Träume im Gespräch rekonstruiert und dargestellt werden, sieht sich mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert. Ein zentrales Problem dabei ist, dass Traumkonversationen scheue Lebewesen sind, die in der «freien Natur» eher selten zu Gesicht zu bekommen sind. Eine Durchsicht von Hunderten von Transkriptseiten, denen viele Stunden von Tonbandaufzeichnungen von ungestellten, «natürlichen» Familiengesprächen, Paargesprächen, Wohngemeinschaftsgesprächen und ähnlichen informellen Kommunikationssituationen zugrunde liegen,² hat zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt. Berichte oder Erzählungen von Träumen tauchen darin nicht auf, allenfalls finden sich Traumerwähnungen etwa der Art, dass einer der Beteiligten mitteilt, er habe gut oder schlecht von X oder Y geträumt. Solche Traumerwähnungen führen jedoch im verfügbaren Material in keinem Fall zu einer nachfolgenden Traumerzählung. Weder wird vom jeweiligen Sprecher eine elaborierte Traumdarstellung offeriert, noch wird von einem der Zuhörer danach gefragt.

Worin liegt dieses Fehlen jeglicher Traumdarstellungen begründet? Zunächst ist natürlich mit der Möglichkeit zu rechnen, dass diese Beobachtung auf eine einseitige Materialsammlung zurückgeht.³ Diese Möglichkeit ist nicht auszuschliessen, wiewohl die Aufzeichnungen, die ohne gezielte Suche entstanden und das banale, unspektakuläre Alltagsleben von unterschiedlichen Familien dokumentieren, viele überraschende Phänomene enthalten – nur eben keine Traumdarstellungen. Es spricht deshalb einiges dafür, dass Probleme der Traumkonversation selbst – Probleme der Thematisierung und Darstellung von Träumen in Gesprächen – für das spärliche Auftreten freier Traumberichte verantwortlich zu machen sind. Unterstützung findet diese Vermutung im Sachverhalt, dass die bislang ausführlichste Untersuchung über das konversationelle Traumerzählen, die von Michael Hanke und einer Forschergruppe an der Universität Essen stammt, sich auf Datenmaterial aus einer «Traumgruppe» stützt, bei der sich mehrere Personen in unregelmässigen Abständen mit dem spezifischen Zweck trafen, sich ihre Träume zu erzählen und sich darüber zu unterhalten.⁴

Im Folgenden soll nun aus der Not eine Tugend gemacht und der Versuch unternommen werden, aus dem auffälligen Fehlen von Traumdarstellungen im verfügbaren Datenmaterial Rückschlüsse auf einige der Strukturzwänge zu ziehen, unter denen die Rekonstruktion eines Traumes in der Alltagskommunikation offensichtlich steht.

Traumdarstellungen sind im Alltag dispräferiert. Einer der Gründe, weshalb Traumdarstellungen in der Alltagskommunikation so rar sind, liegt in dem begründet, was man die offizielle Ächtung der Traumerzählung nennen könnte. Wenn man – den Spuren Norbert Elias (1977) folgend – die Höflichkeitslehren, Etikettenbücher und Benimmtraktate vom Mittelalter bis heute durchforstet, wird man immer wieder auf die dringende Empfehlung stossen, die Mitmenschen nicht mit Traumerzählungen zu belästigen. In einem viel gelesenen Sitten-

büchlein aus dem 16. Jahrhundert, dem Galateus des Giovanni della Casa, findet man unter der Überschrift «Erzählung närrischer Traum» folgenden Eintrag:

«Deswegen soll man mit solchen schlimmen Fratzen, als gemeinlich die Träume sind, niemand verdrüsslich sein. – Und wiewohl ich gar oft habe hören sagen, dass die alten Weisen in ihren Büchern gar viel Träume mit hohem Verstand und vieler Lieblichkeit schriftlich verfasst haben, so will es doch uns Laien und auch sonst dem gemeinen Mann nicht gebühren, dass wir unsere Träume gleicherweise im Gespräch mit anderen Leuten einführen sollten. (...) Die Träume, darin gar keine Art noch nützliche Meinung ist, soll man vergessen und zugleich mit dem Schlaf lassen hinziehen» (Casa, 1984: 38 ff).

Selbst wenn sich derartig drastische Warnungen in heutigen Benimmbüchern nicht mehr finden, muss man davon ausgehen, dass Traumerzählungen auch in unserer Gesellschaft eher dispräferiert sind. Sie stellen eine eigentlich nicht teilbare subjektive Erfahrung des Erzählers in den Mittelpunkt und zwingen die Zuhörer – wie könnten sie einen Traum bezweifeln? – zu einer passiven Rezeptionshaltung. Damit sind Traumerzählungen tendenziell in Gefahr, intimisierend und aufdringlich zu wirken.

Traumdarstellungen werden als Traumdarstellungen gerahmt. Dass Traumerzählungen gewisse kommunikative Risiken bergen, zeigt sich auch darin, dass sie typischerweise noch vor ihrer inhaltlichen Präsentation durch Einleitungen wie etwa «*Gestern nacht hab' ich geträumt, dass ...*» als Traum-Darstellungen markiert werden. Rahmenmarkierungen⁵ dieser Art dienen «dem Zuhörer als Erwartungsindeizierung und Interpretationsanweisung» (Hanke, o.J.: 332), instruieren ihn also, im Folgenden sein Alltagswissen über Träume in Anspruch zu nehmen und an das Gehörte nicht die Plausibilitätskriterien für Geschichten über «reale» Ereignisse anzulegen.

Auffälliger als derartige Anfangsmarkierungen, die sich auch im Fall anderer Erzählobjekte finden, ist, dass Traumdarstellungen häufig auch mit Endmarkierungen versehen, also mit Formulierungen wie «*und dann bin ich aufgewacht*» oder «*ja, an mehr erinnere ich mich nicht*» zum Abschluss gebracht werden. Das verweist darauf, dass Träume für die Erzähler oft keine innere Geschlossenheit zu besitzen scheinen, die ihnen einen gleichsam natürlichen, sinnhaft-moralischen Erzählabschluss ermöglichen würde.

Traumdarstellungen haben ein Authentizitätsproblem. Traumdarstellungen rekonstruieren innere, bildhafte Vorstellungsserien, die ein Mensch während des Schlafs hatte und die nur ihm zugänglich sind. Aus diesem Sachverhalt resultiert zum einen, dass der Erzähler bei der Darstellung seines Traums auf sich gestellt ist. Anders als bei der Rekonstruktion von Ereignissen, die auch von anderen beobachtet wurden oder hätten beobachtet werden können, kann der Traumerzähler nicht mit der kommunikativen Unterstützung durch andere Gesprächsteilnehmer rechnen. Auch wird er in der Regel bei der Wiedergabe seines Traums kaum Rückmeldungen von seinen Zuhörern erhalten, da für sie das Dargestellte aus einer fremden Welt – aus der subjektiven Traumwelt des Erzählers – kommt.

Aus der abgeschlossenen, subjektiven Qualität des Traums resultiert für den Erzähler ein weiteres strukturelles Darstellungsproblem. Er muss deutlich machen, dass seine Erzählung keine Fabrikation, keine freie Erfindung ist, sondern auf der Erinnerung an eine zwar subjektive, aber zweifelsfrei reale Erfahrung basiert. Authentisierungsprobleme dieser Art treten nicht spezifisch bei Traumerzählungen auf, mit ihnen sieht sich jeder konfrontiert, der anderen eine innere Erfahrung – sei es eine religiöse Konversion, seien es soziale Ängste o.ä. – vermitteln möchte.⁶ Aber im Fall der Wiedergabe eines Traums ist diese Problematik um einige Grade verschärft. *Traumdarstellungen sind riskant.* Träume sind für den, der sie träumt, häufig unverständlich und fremd. Umso fremdartiger

müssen sie denen erscheinen, denen sie erzählt werden. Sinnhafte Bezüge, die sich im Fall von Erzählungen anderen Inhalts wie von selbst ergeben, können hier nicht oder nur schwer hergestellt werden. Um überhaupt etwas mit der Traumdarstellung anfangen zu können, bleibt den Zuhörern zumeist nur die erzählende Person als «Kontext». Nur indem sie den Inhalt des dargestellten Traums mit ihrem Wissen über den Traumerzähler deutend-psychologisierend in Verbindung bringen, können sie einen Sinn mit ihm verbinden.

Darin aber liegt ein doppeltes erzählhemmendes Motiv: Die Fremdartigkeit des Traums verhindert, dass eine Traumdarstellung thematisch leicht und unverkrampft in ein Gespräch eingeschleust werden kann; für Traumerzählungen fehlen in der gewöhnlichen Alltagskommunikation offensichtlich die Anschlussmöglichkeiten. Zum andern muss die Erzählung eines Traums jedem potenziellen Erzähler als unkalkulierbares Risiko erscheinen, sofern er antizipiert, dass die Rezipienten ihn selbst als sinngenerierende Deutungsquelle benutzen und in der Darstellung verräterische Informationen über sein Innenleben entdecken können. Das führt dann dazu, dass Träume überhaupt nicht mehr erzählt oder – selbst in Partnerbeziehungen, die noch am ehesten Raum für Traumkonversation bieten – bei der Darstellung massiv zensiert werden.

Die in Traumdarstellungen enthaltenen Träume sind narrativ geglättet und integriert. Träume sind häufig stark zersplittert und zerklüftet. Sie zerfallen in unserer Erinnerung in Fragmente, Episoden, einzelne Bilder, Zustände oder Abläufe, deren Beziehung untereinander uns oft nicht erkennbar ist und die zusammen keine Gestalt ergeben. Weil sich das Traumgeschehen nicht auf einen roten Faden auffädeln lässt, fällt es entsprechend schwer, sich an es zu erinnern. Vor allem aber fällt es schwer, eine angemessene kommunikative Form für das so inkohärente Traumgeschehen zu finden. Eigentlich müsste der Traum in vielen Fällen durch eine logisch nicht verknüpfte Aneinanderreihung einzelner deskriptiver Passagen wiedergegeben werden.

Doch eine derartige Form der sinn- und motivlosen Darstellung ist in unserem Alltag unbekannt. Also wird das Traumgeschehen narrativiert, d.h., in ein Erzählschema eingepasst, wodurch es eine gewisse Konsistenz und zumindest temporale Logik erhält. Zu vermuten ist, dass die Narrativität einer Traumdarstellung in vielen Fällen durch die Form des Erzählens importiert wird und nicht bereits das Traumgeschehen selbst kennzeichnet.

Die Praxis, einem Traum gleichsam ein Erzählschema überzustülpen, hat jedoch ihren Preis. Die Inanspruchnahme des Erzählschemas zur Traumdarstellung gelingt nur punktuell. Der Traum sträubt sich gegen seine narrative Glättung, mit dem Effekt, dass sich die Traumkonversation immer am Rand des Scheiterns bewegt: Eine Person wird in die Traumerzählung eingeführt und verschwindet im weiteren Verlauf der Darstellung; ein Handlungsstrang wird aufgenommen, aber nicht fortgeführt; ein Gefühl wird ohne motivierende Vorgeschichte beschrieben etc. Die Zerrissenheit des Traums, dessen Einzelteile sich in der Darstellung nicht zu einer «Moral» der Geschichte integrieren lassen wollen, ist ein weiterer Grund dafür, dass das Ende der Traumrekonstruktion häufig mit einer expliziten Markierung hergestellt werden muss. – Auch die Gefahr, dass man mit der Erzählung eines Traums beginnt und mit einem Scherbenhaufen endet, weil einem die Geschichte unterwegs zerfällt, mag ein Grund für das seltene Vorkommen von Traumdarstellungen im Alltag sein.

Träume sind in ihrer subjektiven Abgeschlossenheit den Mitmenschen entzogen, aber aus diesem asozialen Dasein können sie durch Versprachlichung und kommunikative Darstellung befreit werden. Ein Traum ist in seiner Gegebenheitsform des Traumberichts immer ein Produkt aus beidem, aus den innerpsychischen Prozessen der Traumgenerierung und den kommunikativen Prozessen der Traumdarstellung. Doch den kommunikativen Formen und Gattungen, die in unserer Gesellschaft zur Rekonstruktion von Erinnerungen und Erfahrungen zur

Verfügung stehen, unterwirft sich das Traumgeschehen nur widerstrebend. Traumdarstellungen passen aus einer Reihe von Gründen nicht in die Alltagskommunikation, für sie muss typischerweise ein besonderer institutioneller Rahmen – das psychotherapeutische «setting», eine «Traumgruppe» – geschaffen werden. Kommt es dennoch im Alltag zur Übermittlung eines Traums, so ist die Darstellung fortwährend davon bedroht, an den Identitätsgefährdungen Implikationen, den Leistungsgrenzen der kommunikativen Form oder anderen Faktoren zu scheitern. Dieses potenzielle Scheitern jeder Traumdarstellung ist nichts, was bedauert oder korrigiert werden müsste. Denn gerade im Scheitern seiner kommunikativen Vergemeinschaftung manifestiert sich der spezifisch asoziale Charakter des Traums.

Anmerkungen

- ¹ Vortrag, gehalten an der Universität Zürich am 2.12.1999 im Rahmen der Ringvorlesung «Der Traum – 100 Jahre nach Freuds 'Traumdeutung'».
- ² Dieses Datenmaterial stammt aus einer Reihe von Forschungsprojekten, die der Autor in den vergangenen Jahren zusammen mit Thomas Luckmann und MitarbeiterInnen durchgeführt hat; vgl. Bergmann/Luckmann (1999).
- ³ So ergab eine spontane Befragung des Publikums nach dem Zürcher Vortrag, dass schätzungsweise drei Viertel der Anwesenden – etwa 300 Zuhörer – angaben, regelmässig in der Familie oder mit ihren Partnern über ihre Träume zu sprechen. Allerdings ist dieses Sample sehr selektiv, da es sich dabei ausschliesslich um Befragte handelt, die sich zu einem Abendvortrag über Träume an der Universität einfanden.
- ⁴ Vgl. Michael Hanke (1988; 1992; o.J.).
- ⁵ Goffman (1977: S. 130 ff.) behandelt in seiner Rahmenanalyse explizit die Rahmenstruktur des Träumens.
- ⁶ Vgl. Ulmer (1988) für Darstellungsprobleme bei Erzählungen von religiösen Konversionen und Capps/Ochs (1996) für die diskursive Konstruktion von Agoraphobie.

Literatur

- Bergmann, Jörg R. (1987): Klatsch: Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bergmann, Jörg R. / Thomas Luckmann (Hrsg.) (1999): Kommunikative Konstruktion von Moral, 2 Bde. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Capps, Lisa / Elinor Ochs (1996): Constructing panic: The discourse of agoraphobia. Harvard: Harvard University Press.
- Casa, Giovanni, della (1984): Galateus. Das Büchlein von erbar/höflichen und holdseligen Sitten. Tübingen: Niemeyer (zuerst 1597).
- Elias, Norbert (1977): Über den Prozess der Zivilisation, 2 Bde. Frankfurt: Suhrkamp (zuerst: 1939).
- Erikson, Erik H. (1999): Das Traummuster der Psychoanalyse, in: H. Deserno (Hrsg.), Das Jahrhundert der Traumdeutung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 72–112 (zuerst 1955).
- Freud, Sigmund (1958): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Frankfurt/M.: Fischer.
- Freud, Sigmund (1968): Die Traumdeutung, in: ders., Gesammelte Werke II/III. Frankfurt/M.: Fischer (zuerst 1900).
- Freud, Sigmund (1968): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. XXIX. Vorlesung: Revision der Traumlehre, in: ders., Gesammelte Werke XV. Frankfurt/M.: Fischer (zuerst 1933).
- Goffman, Erving (1977): Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp (zuerst 1974).
- Hanke, Michael (1988): Träumer, Traum und Adressat – Traumdarstellungen in Alltagskommunikation, in: Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft, 7, S. 163–178.
- Hanke, Michael (Hrsg.) (1992): Traumerzählungen in Gesprächen. Beiträge zu einer Hermeneutischen Konferenz. Sonderheft der Zeitschrift Kodikas/Code, 15: S. 3–4.
- Hanke, Michael (o.J.): Kommunikation über eine andere Welt: Zur narrativen Vergemeinschaftungspraxis am Beispiel konversationellen Traumerzählens. Unveröff. Habilitationsschrift, Universität Essen.
- Kant, Immanuel (1964): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, in: ders., Werke XII. Frankfurt/M.: Insel (zuerst: 1798).
- Roth, Gerhard (1992): Das konstruktive Gehirn. Neurobiologische Grundlagen von Wahrnehmung und Erkenntnis, in: S. J. Schmidt (Hrsg.), Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus, Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 277–336.
- Schütz, Alfred (1971): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten, in: ders., Gesammelte Aufsätze, I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: Nijhoff, S. 237–298.
- Ulmer, Bernd (1988): Konversionserzählungen als rekonstruktive Gattung. Erzählerische Mittel und Strategien bei der Rekonstruktion eines Bekehrungserlebnisses, in: Zeitschrift für Soziologie, 17, S. 19–33.